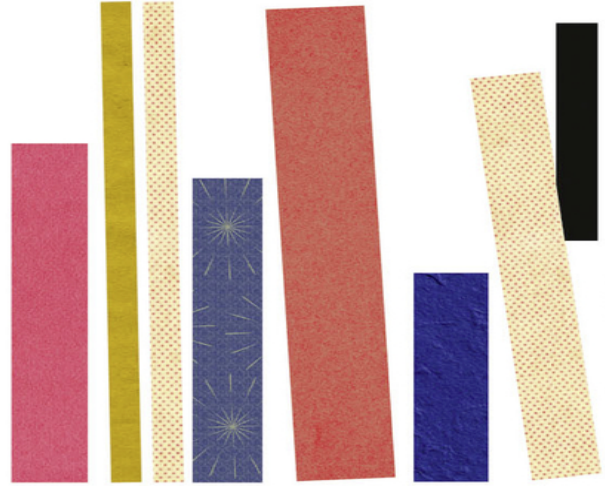




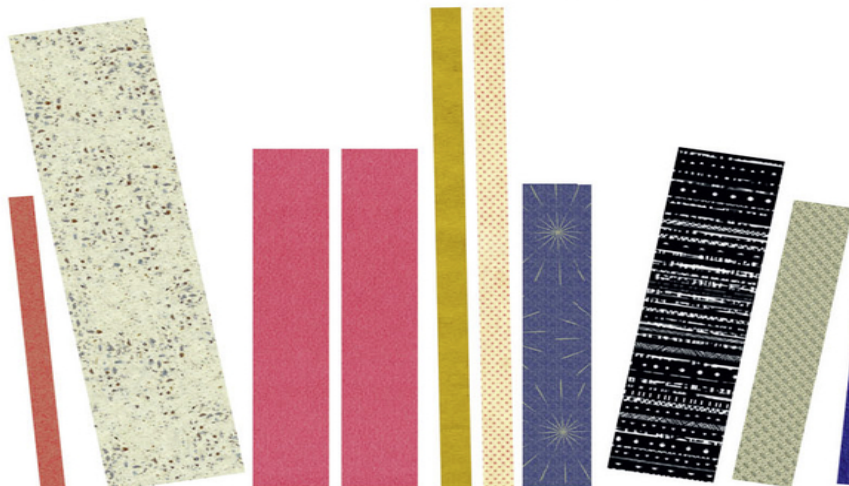
Ingo Schulze



Die rechtschaffenen Mörder



Roman



S. FISCHER



Ingo Schulze

Die rechtschaffenen Mörder

Roman

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Wie wird ein aufrechter Büchermensch zum Reaktionär – oder zum Revoluzzer? Eine aufwühlende Geschichte über uns alle.

Norbert Paulini ist ein hoch geachteter Dresdner Antiquar, bei ihm finden Bücherliebhaber Schätze und Gleichgesinnte. Auch in den neuen Zeiten, als die Kunden ausbleiben, versucht er, seine Position zu behaupten. Doch plötzlich steht ein aufbrausender, unversöhnlicher Paulini vor uns, der beschuldigt wird, an fremdenfeindlichen Ausschreitungen beteiligt zu sein. Die Geschichte nimmt eine virtuose Volte: Ist Paulini ein Reaktionär oder ein Revolutionär, eine tragische Figur oder ein Mörder? Auf fulminante Weise zieht uns Ingo Schulze den Boden unter den Füßen weg. Ein raffiniertes und aufwühlendes Leseerlebnis.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Ingo Schulze wurde 1962 in Dresden geboren und lebt in Berlin. Seine Bücher, darunter »33 Augenblicke des Glücks«, »Simple Storys«, »Neue Leben«, »Adam und Evelyn«, zuletzt »Peter Holtz. Sein glückliches Leben erzählt von ihm selbst«, wurden zu großen Erfolgen, sind Schullektüre, wurden für das Kino verfilmt und in 30 Sprachen übersetzt. Für sein Werk wurde Ingo Schulze mit zahlreichen, auch internationalen Preisen ausgezeichnet, u.a. mit dem Joseph-Breitbach-Preis, dem Peter-Weiss-Preis, dem Preis der Leipziger Buchmesse, dem Premio Grinzane Cavour und dem Bertolt-Brecht-Preis. (www.ingoschulze.com)

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER E-Books

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt

Covergestaltung: KOSMOS - Büro für visuelle Kommunikation

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-491190-8

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Meiner Mutter
Christa Schulze

Wer kann denn das Ende eines Buches auch nur erahnen,
wenn er darangeht?

Vilem Flusser, Die Geschichte des Teufels

Teil I

Kapitel I

Im Dresdner Stadtteil Blasewitz lebte einst ein Antiquar, der wegen seiner Bücher, seiner Kenntnisse und seiner geringen Neigung, sich von den Erwartungen seiner Zeit beeindrucken zu lassen, einen unvergleichlichen Ruf genoss. Nicht nur Einheimische suchten ihn auf, nicht allein in Leipzig, Berlin oder Jena wurde seine Adresse eifersüchtig gehütet, sogar von den Ostseeinseln Rügen und Usedom reisten Lesehungrige an. Sie nahmen stundenlange Zug- oder Autofahrten in Kauf, schliefen auf Luftmatratzen bei Freunden oder ertrugen billige Quartiere, nur um am folgenden Tag Punkt zehn ihre Entdeckungsreise zu beginnen, die, unterbrochen von einer zweistündigen Mittagspause, bis achtzehn Uhr währte, mitunter aber auch bis in die Nacht. Auf Leitern erklommen sie die Höhen der obersten Regalreihen, lasen auf den Sprossen ganze Kapitel, bevor sie wieder hinabstiegen, um auf Knien, als horchten sie das Linoleum ab, die Buchrücken im untersten Fach zu inspizieren. Gerade in den extremen Zonen vermuteten

die Suchenden jene Werke, die ihnen zum Mittelpunkt der Welt werden könnten.

Andere Antiquariate verfügten vielleicht über ein breiteres Angebot mit mehr Raritäten in größeren Räumen. Doch wer nach Dresden-Blasewitz in die Brucknerstraße kam, das eiserne Gartentor aufschob, an Hecken und Mülltonnen vorbei die Haustür erreichte, den weißen, wackligen Knopf neben dem Schild »Antiquariat« drückte, sich geduldete, bis die Tür mit einem Klack aufsprang, über die Sandsteinstufen in den ersten Stock stieg und endlich die aluminiumhelle Klingel mit der Aufschrift »Bitte drehen« betätigte, erstrebte mehr, nämlich Einlass in das Reich des berühmten Antiquars Norbert Paulini.

Norbert Paulini ähnelte einem Kirchendiener oder Museumspförtnr, wenn er, den Türspalt mit seinem Körper schützend, den Besucher über die Brille hinweg musterte und durch sein »Sie wünschen?« in Verlegenheit brachte oder gar zum Unbefugten degradierte, der die Parole nicht wusste. Erkannte der Herrscher über die Bücher einen denn nicht wieder? Hatte er die gemeinsamen Gespräche vergessen?

Wer ihm antwortete, durfte eintreten! Sowohl jene, die den Wunsch hegten, »nur mal herumstöbern« zu wollen, als auch jener, der wissen wollte, ob vielleicht diesmal eine Übersetzung des Thukydides hereingekommen sei.

»Ich grüße Sie«, erwiderte Norbert Paulini dann, nannte seine Gäste beim Namen oder bot zumindest ein zögerndes »Frau ...« oder »Herr ...« an, woraufhin seine Besucher ihm auf die Sprünge halfen. Nickend wiederholte der Antiquar den

Namen wie eine Vokabel, die ihm unbegreiflicherweise für einen Moment entfallen war.

Je nach Wetter und Jahreszeit wies er auf Garderobe und Schirmständer hin und enteilte mit großen Schritten, nur um kurz darauf mit einigen Büchern zurückzukehren, die ein Einweckgummi umspannte, obenauf der Zettel mit dem Namen seines Gegenübers.

»Womöglich ist etwas dabei, das Sie interessiert«, sagte er, ließ den Gummi auf sein linkes Handgelenk wechseln und den Zettel in der Seitentasche des blaugrauen Kittels verschwinden. Umgehend referierte Norbert Paulini die Beweggründe, die ihn veranlasst hatten, dieses oder jenes Werk dem gesuchten Titel hinzuzufügen. Dabei liebkosten seine Handflächen und Finger die Bücher, schmiegt sich an sie oder strichen sanft über deren Verletzungen, seien es Risse im Schutzumschlag, abgestoßene Rücken oder eingedrückte Ecken. Ein Buch nach dem anderen legte er vor sich ab, wobei die Fingerkuppen seiner Rechten unermüdlich daran arbeiteten, sie im gleichen Abstand zur Tischkante auszurichten. »Vielleicht findet eines davon Ihr Interesse«, wiederholte er abschließend und empfahl sich. Allein gelassen mit den Büchern geschah es selten, dass jemand die Anregungen ausschlug. Zu wenig Geld dabei zu haben schied als Grund aus. Ein jeder durfte seine Bücher gleich mit nach Hause nehmen, nachdem die Kurbel an der Registrierkasse betätigt und der ausstehende Betrag auf einem Zettel vermerkt worden war. Nicht selten aber zerknüllte Norbert Paulini den eben erst erstellten Schuldschein vor den

Augen seines Gastes und legte stillschweigend das ersehnte Buch auf die bezahlten. Er war taub für die Proteste derer, die sich so viel Großzügigkeit nicht gefallen lassen wollten. Norbert Paulini wusste, was gut für jeden und jede war. Welche Rolle spielten da ein paar Mark mehr oder weniger?

Ob die Bücher in den drei schönsten Zimmern Norbert Paulinis wohnten oder ob er sich bei den Büchern niedergelassen hatte, blieb unentschieden. Die Bücher und der Antiquar lebten zusammen, am Tag und in der Nacht, und da vor den Fenstern zur Straße Ahornbäume standen und vom Hof aus eine große Kastanie das Haus beschirmte, verloren sich die Tages- und die Jahreszeiten in einem Halbdunkel, das jederzeit das Licht einer Leselampe rechtfertigte.

Norbert Paulini konnte aber auch streng, ja unerbittlich werden, wenn Besucher ein Buch, das sie durchblättert hatten, falsch zurückstellten oder quer auf den anderen liegen ließen. Er bestand unter allen Umständen auf der Einhaltung seiner Ordnung. Allein die Ordnung bewahrte die Bücher vor der Unauffindbarkeit, also vor dem Verschwinden. Ordnung war auch die Voraussetzung für Norbert Paulinis sechsten Sinn. Er besaß die Gabe, Veränderungen in der Abfolge der Buchrücken aus den Augenwinkeln zu gewahren. War das Muster der Buchrücken verletzt, fand er umgehend die Stelle und hätte Autor und Titel nennen können, noch bevor das Buch auf seinem Kassentisch landete. Mitunter wartete Norbert Paulini bereits mit weiterführenden Empfehlungen auf. Zweimal hatte er einen Dieb unter Nennung der vollständigen

bibliographischen Angaben aufgefordert, das Buch wieder herauszurücken. Manche schrieben ihm übernatürliche Kräfte zu oder sahen sich klammheimlich nach geheimnisvollen Spiegeln um.

Es lag nahe, Norbert Paulini für einen älteren Mann zu halten. Wer sich aber nicht an seinem vorsintflutlichen Brillenmodell störte oder an jener unfreiwilligen Tonsur, die auf seinem Hinterkopf leuchtete, eingehegt von dunklem lockigen Haar, wer seine breiten Schultern und starken Arme nicht der unter dem graublauen Kittel getragenen Strickjacke zuschrieb, wer weder Anstoß nahm an den Bügelfalten der Hosenbeine noch an dem schweren, orthopädisch anmutenden Schuhwerk, in dem er tagtäglich die Räume durchquerte, wer sich auch nicht von seiner dem Schriftlichen verpflichteten und vom sächsischen Dialekt eingefärbten Sprechweise in die Irre führen ließ, sondern Norbert Paulini so wie ich damals ins Gesicht sah, erblickte inmitten der Kostümierung einen jungen Mann, von dem sich niemand vorstellen konnte, dass er jemals anders gewesen war noch jemals anders werden würde.

Kapitel II

Schon als Neugeborener wurde Norbert Paulini auf Bücher gebettet. Seine Mutter, Dorothea Schuller, die aus Kronstadt in Siebenbürgen stammte, in den Kriegswirren mit ihrer Familie geflohen und allein in Bad Berka bei Weimar gestrandet war, wo sie in der Hoffnung auf eine Wiederbelebung der Bauhausidee in einem Zimmer ohne Ofen ausharrte, begegnete 1949 ihrem späteren Mann Klaus Paulini im Park an der Ilm. Die Bestimmtheit, mit der er auf sie zutrat, seine guten Manieren, sein angenehm fester Händedruck wie auch sein Name bewogen sie, seinetwegen nach Dresden zu ziehen und ihn zu heiraten. Klaus hatte eine Lehre als Dreher beendet und arbeitete in einem Betrieb in Dresden-Reick. Dorothea Paulini erhielt im März 1951 die Erlaubnis, eine Buchhandlung mit antiquarischer Abteilung zu eröffnen. Das Angebot ihres Schwiegervaters, der sich vom Schlosser zum Lokführer qualifiziert hatte, ihr finanziell unter die Arme zu greifen, schlug sie aus und brachte ihn damit gegen sich auf. Allerdings verschwand der alte Paulini, ein seinen Launen unterworfenener Mensch, wenig später aus Dresden, ohne die Familie wissen zu lassen wohin.

Die Buchhandlung von Dorothea Paulini in der Hüblerstraße, nur einen Steinwurf vom Schillerplatz und jener »Blaues Wunder« genannten Elbbrücke entfernt, florierte vom

ersten Tag an. Ihr Mann hatte für sie einen zweirädrigen Fahrradanhänger erstanden, mit dem sie nun ihre Erwerbungen tätigen konnte. Kein Weg war Dorothea Paulini zu weit, wenn man sie rief und ihr die richtigen Bücher anbot. Mitunter übernahm auch Klaus Paulini, der zum Leidwesen seiner Frau kein Leser war, abends oder sonntags die Touren für sie und steuerte von seinem Lohn etwas bei, wenn das Geld knapp wurde.

Dorothea und Klaus Paulini waren zuversichtlich. Einen neuen Krieg sollte es nicht geben. Ihr Beitrag dazu war, in Bücher zu investieren. Jeden Pfennig, den sie erübrigen konnten, steckten sie in Ankäufe. Und selbst als Dorothea schwanger wurde, änderte sich daran nichts.

Im Juni 1953 brachte Dorothea Paulini einen Knaben zur Welt – und verstarb wenige Tage später an einer nicht erkannten Sepsis. Agnes Paulini, geborene Abel, nahm sich ihres Enkels an, wie sie es ihrer Schwiegertochter versprochen hatte. Allerdings weiß niemand, warum Klaus Paulini keinen Nachfolger für die Buchhandlung suchte und sich stattdessen bereit erklärte, den Kredit seiner Frau abzubezahlen und die erworbenen Bücher, die zum Großteil noch in Kisten und Kartons lagerten, zu behalten.

Hätte er es nicht ertragen, einen Fremden hinter Dorotheas Registrierkasse zu sehen? Konnte er nicht von dem Traum lassen, als Gehilfe einer stillen und sauberen Arbeit nachzugehen, statt sich einer lärmenden Maschine zu verschreiben, die seinen Körper Tag für Tag von den Sohlen bis

in die Haarwurzeln durchdrang und ihm den verbrauchten Odem einer von Schmieröl gesättigten Luft ins Gesicht blies? Oder wollte er tatsächlich, wie manche später behaupteten, die Bücher seiner geliebten Frau für ihr Kind bewahren? Mit der Hilfe von Arbeitskollegen verfrachtete Klaus Paulini die vielen Bücher und wenigen Regale in die Brucknerstraße, wo Agnes Paulini zwei Zimmer in der ersten Etage eines von der Vermieterin »Stadtvilla« genannten Hauses bewohnte. Die Bücher, die weder in den Keller noch in die Zimmer passten, schichteten sie in der großen Diele zu quadratischen Blöcken auf. Ein Tischler war bereits beauftragt worden, Holzplatten anzufertigen. Sie sollten die Bücherstapel in Tische verwandeln. Aber diese »Altäre« mussten umgehend unter Hinweis auf die statischen Gegebenheiten des Hauses und unter dem Beifall der schlesischen Flüchtlingsfamilie, die drei Zimmer der Etage bewohnte, wieder abgetragen werden. Klaus Paulini verkaufte zum Leidwesen seiner Mutter die Bettgestelle. Fortan lagerten die Matratzen auf Büchern. Auch der Korb mit dem Neugeborenen ruhte auf einem Unterbau gleichen Materials. Was die Regale nicht fassen konnten, wuchs an den Wänden dicht an dicht in Stapeln empor. Es sah aus, als hätten die Bewohner Hamsterkäufe getätigt. Doch anstelle von Konserven, Zucker- oder Mehltüten horteten sie Bücher. Die Registrierkasse thronte auf dem Nähmaschinentisch wie ein selbstherrlicher Bonze.

Kapitel III

Klaus Paulini hatte sich bereit erklärt, im Schichtbetrieb zu arbeiten, was ihn zermürbte. Tagsüber fand er zu Hause kaum Schlaf. Die Schuld daran gab er seinem Sohn, der, wie er behauptete, alles immer nur laut machen könne. Agnes Paulini lehnte es jedoch ab, ihren Enkel in die Kinderkrippe zu geben, wie es ihr Sohn verlangte. Stattdessen unternahm sie lange Ausfahrten mit dem Kinderwagen, später, als Norbert laufen konnte, Spaziergänge durch Blasewitz und Loschwitz oder entlang der Elbe. Manchmal führten sie ihre Ausflüge bis in die Innenstadt, wo auf den großen Wiesen zwischen Altmarkt und Hauptbahnhof Schafherden weideten. Norbert Paulini konnte nicht genug davon bekommen, wenn seine Großmutter das schmutzig-klebrige Fell der Tiere wie Grasbüschel auseinanderbog, damit er sehen und fühlen konnte, wie sauber, hell und weich es darunter wurde. Sie lehrte ihn, vor dem Einschlafen zu beten, und wollte ihn taufen lassen, aber das verbat sich sein Vater. Es heimlich zu tun, fehlte ihr der Mut.

Als Agnes Paulini eines Tages beim Bettenmachen aus Versehen gegen den Unterbau der Matratze trat, fielen ihr etliche Bücher vor die Füße. Sie wollte sie wieder einfügen, allerdings blieb eines übrig, als hätten sich die Bausteine wie durch ein Wunder vermehrt. Eher aus Verlegenheit denn aus Absicht öffnete sie es, sah hinein und hatte auch schon zu lesen

begonnen. Die Namen hätte Agnes Paulini nicht auszusprechen vermocht, verstand jedoch bald, dass es um die Liebe zwischen einem ehemaligen Hauslehrer, der jetzt Priester werden sollte, und der Mutter der ihm einst anvertrauten Kinder ging, eine Geschichte aus grauer Vorzeit. Als ihr Sohn nach Hause kam, traf er seine Mutter laut lesend an. Natürlich verstehe der Junge nichts davon, erwiderte sie auf seine Frage, aber ihre Stimme übe einen beruhigenden Einfluss auf Norbertchen aus. Als Agnes Paulini das Buch drei Tage später beendete – mitunter hatte sie einige Seiten überblättert, auf denen es nicht recht vorangegangen war –, bemerkte sie, dass sie mit dem zweiten Band begonnen hatte. Sie zog die Matratze weg und ließ kein Buch auf dem anderen, bis sie den ersten Band in Händen hielt.

Von jener Zeit an las sie langsam und laut, was ihren Enkel bald dazu brachte, ihre Satzmelodien mit einem Gesumm zu begleiten oder einzelne Wörter nachzusprechen und zu wiederholen, mitunter so lange, bis Agnes Paulini verstummte und der Sinn der Wortsilben zu Lauten zerrann. Oft zeigte Norbert Paulini beim Spaziergang nun auf ein Haus, ein Verkehrsschild, einen Strauch und sagte: Glockenschlag, Föhrenwald, Mistgabel. Agnes Paulini korrigierte ihn, musste aber einsehen, damit zu spät zu kommen. Am nächsten Tag wies er sie erneut auf das Vorfahrtsschild hin und wiederholte »Föhrenwald«. Es kam sogar vor, dass Agnes Paulini auf etwas deutete und »Portemonnaie« flüsterte, was Norberts Bezeichnung für den Hut war, den Frau Helene Kate, die

Vermieterin, trug. Dieser Begriff wiederum blieb nicht auf Frau Kate beschränkt, ließ sich aber auch nicht auf Damenhüte im Allgemeinen anwenden.

Die einzigen Ausflüge, die Klaus Paulini allein mit seinem Sohn unternahm, führten zum Grab seiner Frau. Vater und Sohn gingen zwar Hand in Hand, aber sie schwiegen. Nachdem sie am Grab Unkraut gezupft und die Blumen gegossen, dann eine Weile dagestanden und sich nicht gerührt hatten, hob Klaus Paulini an zu sprechen. Wie schwer ihm das Leben ohne sie falle, wie ihm die Nachtschichten zusetzten, sie aber das Geld brauchten, wie Frau Kate jedes Mal, wenn sie ihm die Karten legte, eine Frau an seiner Seite zu erkennen meinte, eine, die bereits in der Nähe sei. Doch ganz gleich, was er über Norbert sagte, ob er ihn lobte, weil er stundenlang still einer Malerbrigade bei der Renovierung des Treppenhauses der »Villa Kate« zugesehen oder beim Friseur nicht geweint habe, oder ob er ihn tadelte, weil er ein Frühaufsteher sei und die Fähigkeit des leisen Sprechens nicht besitze – Norbert Paulini brach regelmäßig in Tränen aus, sobald sein Name fiel. Und regelmäßig kehrten beide Paulinis missmutig zurück.

Einige Monate vor Norberts Einschulung musste Agnes Paulini ins Krankenhaus. Ihr Enkel lebte von Besuchstag zu Besuchstag, notdürftig betreut von Frau Kate und seinem Vater. Als dieser sich weigerte, ihn mit ins Krankenhaus zu nehmen, rannte Norbert mit Anlauf gegen ihn an, was Klaus Paulini so unerwartet traf, dass er stolperte und hinfiel.

Da Norbert Paulini es nicht gewohnt war, allein zu schlafen, lag nachts, wenn er nicht im Betrieb sein musste, sein Vater auf der Matratze der Großmutter. In einer dieser Nächte wurde Norbert Paulini von einem Knall geweckt und glaubte, seine Großmutter wäre zurückgekehrt. Aber der Atem neben ihm ging anders. Es war nicht das leise Schnarchen, das einem Surren, fast Schnurren ähnelte und in Abständen Schnalzer produzierte. Einen Augenblick später war Norbert am Lichtschalter.

Klaus Paulini schreckte auf. »Verschlafen?«, fragte er blinzelnd, sah auf den Wecker, dann zu seinem Sohn. Ohne Großmutter erschien Norbert Paulini selbst sein Vater fremd.

Nacht für Nacht wurde Norbert nun aus dem Schlaf gerissen, ohne zu wissen, was da zwischen seinen Ohren und den Wänden hallte und in der Vase und den Gläsern der Vitrine schepperte und sirrte. Nur die Bücher schwiegen. Er nahm sich eins und schlug es auf, aber ohne Großmutter blieb das Buch stumm. Wütend warf er es von sich. Es landete auf einem der Bücherstapel und blieb dort liegen, als habe es in genau dieser Lage und an genau diesem Platz weiterschlafen wollen.

In mancher Nacht glaubte Norbert Stimmen zu hören, obwohl sein Vater Nachtschicht hatte und Frau Kate längst gegangen war. Er knipste im Nebenzimmer das Licht an – da war es, als hielten die Möbel erschrocken inne im Gespräch, als verharrten sie in ihrer schiefen Haltung, in der er sie überrascht hatte. Selbst die Vorhänge machten mit. Wenn er nur lang genug wartete, würden die Möbel zu wackeln

beginnen und die Vorhänge sich auf- und zuziehen und sich zu erkennen geben als Wesen, die nicht anders waren als er und alle anderen auch.

Plötzlich hörte er das Singen der Straßenbahn in der Kurve am Schillerplatz. Ihr Klang spannte sich tröstlich über den Nachthimmel. Seine Großmutter würde dasselbe Geräusch hören und an ihn denken. Norbert sah die Straßenbahnfahrerin, die aufrecht saß wie immer und ernst und konzentriert an den Kurbeln drehte. Sie war für alle da, die ganze Nacht. Aber nur ihm nickte sie zu. Er sollte nun einsteigen, sie würde ihn zur Großmutter bringen.

Kapitel IV

Mit dem Tod von Agnes Paulini war Norbert Paulini auch vom lieben Gott verlassen worden. Sein Vater wollte nichts von Gott wissen, Frau Kate fühlte sich nicht zuständig, und in der Schule lachten sie ihn wegen seiner Nachfrage aus.

Was Schule bedeutete, begriff Norbert Paulini, als die ersten Klassen mit einem Sonderbus ins neue Hallenbad fuhren. Nach dem Unterricht im Becken marschierte die kleine Schar der Schwimmer, denen er zugeteilt worden war, zum »Dreier«, wie die Frau in blauer Turnhose und weißer Trainingsjacke, eine Trillerpfeife um den Hals, den Sprungturm nannte. Einer nach dem anderen kletterte hinauf, lief über das Brett und sprang.

»Ich will nicht springen«, sagte Norbert Paulini wahrheitsgemäß.

»Nun steig erst mal rauf«, ermutigte ihn die Schwimmlehrerin. Er war bereit, den Sprungturm zu erklimmen und die Halle von dort oben aus zu besichtigen. Sprosse um Sprosse folgte sie ihm.

»Springen will ich aber nicht«, sagte Norbert Paulini. Er beugte sich vor, als fürchtete er, mit dem Kopf an die Hallendecke zu stoßen. Wie Sandpapier schmirgelte das Sprungbrett an den Sohlen.

»Jetzt spring«, sagte die Trainerin, die ihm den Abstieg versperrte. Ihre langen Fußnägel rückten bedrohlich auf ihn

zu.

»Ich möchte nicht«, wiederholte Norbert Paulini. »Das ist mir zu hoch.«

Entfernt hörte er die Stimmen seiner Klassenkameraden, die sich bereits anzogen. Das Wasser schmatzte nicht mehr am Beckenrand, glatt und still lag es da.

»Ich will nicht!«, schrie er auf. Er hatte zum ersten Mal in die Tiefe geblickt. Unter ihm gähnte ein blaugrün gefliester Abgrund.

»Nein!«, rief er – etwas schob ihn. Er wollte sich dem Schmirgelpapier anschmiegen. Was die Schwimmlehrerin rief, hallte von allen Seiten zurück. Abermals schrie er auf beim Anblick des Abgrunds, wusste jedoch nicht mehr, was unten, was oben war. Alles gab nach, kippte, stürzte auf ihn, mit ihm, hinab, ein Schlag auf den Rücken, ein Schlag ins Gesicht ...

Die Beine der Schwimmlehrerin waren zerkratzt, Striemen zierten ihren Hals, das Wasser troff von ihren Haaren, der Trainingsjacke, der Hose – die Schlappen fehlten. Norbert hockte zusammengekauert am Beckenrand, in den Augen eine Wildheit, vor der seine Klassenlehrerin, mit Pflaster und Handtuch bewehrt, zurückwich. Trotzdem war sie es, die irgendwann seine zitternde Faust zu lösen vermochte und die Trillerpfeife darin fand.

Von nun an hatten es beinahe alle aus seiner Klasse darauf angelegt, die Schwimmlehrerin zu rächen. Die Unterrichtsstunden machten ihm nichts aus. Aber es gab den Schulweg, und es gab die Pausen. Und vor allem gab es den

Hort. Er wollte nicht dort sein. Aber er wusste auch nicht, wo er überhaupt sein wollte. Er hatte sich gewehrt, als Einziger hatte er sich gewehrt und die Schwimmlehrerin besiegt und ihr sogar die Pfeife entrissen. Aber wem sollte er das sagen?

Selige Augenblicke lang konnte er auf dem Weg nach Hause den Tod seiner Großmutter vergessen. Er meinte dann, erwartet zu werden, alles vorbereitet zu finden, das Abendbrot in der Küche und den geheizten Ofen im Badezimmer.

Jetzt war es Frau Kate, bei der er im Erdgeschoss klingeln musste. Frau Kate war klein, aber wegen ihres gewaltigen Dutts und ihrer Absatzschuhe, die sie auch zu Hause trug, fiel das kaum auf. Dem Jungen wiederum erschien an Frau Kate alles groß: die Nase, Augen, der Mund, Busen und Po. Hätte sich nicht in ihrem Gesicht ein Ausdruck verfestigt, der glauben machte, sie müsse jeden Moment niesen oder ihr sei gerade ein Gestank in die Nase gefahren, hätte sie sogar als schön gelten können.

Ihre Pension »Villa Kate« bestand aus drei Zimmern im Erdgeschoss und vier Kemenaten unter dem Dach. Nach dem Auszug »der Schlesier« wurde eines der freien Zimmer der Pension zugeschlagen, eines bekamen die beiden Paulinis als Gegenleistung dafür, dass sie die Gäste in ihrem Badezimmer und Klo duldeten, das kleinste diente fortan als Abstellraum. In ihrem Wohnzimmer wurden Frühstück und Abendbrot eingenommen, wobei sie stets das »und« betonte. An ungeraden Tagen servierte sie abends Spiegeleier. Frau Kate, das wusste Norbert von seinem Vater, verfügte über die Fähigkeit, Dinge

zu beschaffen, von denen andere nur träumen konnten. Frau Kate kannte in Dresden alle und jeden. Sogar Krokuszwiebeln aus dem Westen hatte sie für die Gräber organisiert.

Ihrer Fürsprache verdankte es Norbert auch, dass er vom Besuch des Schulhorts befreit wurde. Bei Frau Kate machte er seine Hausaufgaben, sie ging mit ihm einkaufen und »Wege erledigen«. Zu seinen Pflichten gehörte es, den Tisch für das Abendbrot zu decken, an dem er teilnahm, wenn sein Vater Spätschicht hatte.

Mitunter »expediente« Frau Kate ihn ins Bett, das noch immer aus einer Matratze auf einem kniehohen Sockel von Büchern bestand. Für ihn tat sie etwas, wovon sie ihm einschärfte, es niemandem zu verraten, weil dies ihr beider Geheimnis sei. Es begann damit, dass sie an ihrem Dutt nestelte, Nadel um Nadel herauszog, kurz innehielt – und im nächsten Moment ihr Haar wie einen Wasserfall herabstürzen ließ.

Norbert Paulini war es erlaubt, die dunklen Strähnen einzufangen, sie über sein Kissen zu legen und seine Wange darauf zu drücken. Dann war Frau Kate auch bereit, ihm eines der Märchen vorzulesen, die er mochte. Zu seiner Enttäuschung aber endete es immer wieder an derselben Stelle.

»Sie sind zu Gast, oder wollen auch Sie mir mitteilen, dass ich es wäre, der hier zu Gast ist, wie es Ihrem Schützling plötzlich in den Sinn gekommen ist.«

Mir war, als würden wir einander zum ersten Mal in die Augen sehen.

»Fadila hat mich gewarnt«, fuhr er fort. »Sie hat gesagt, ich sollte den Mund halten, falls die Sprache darauf kommt. Unter allen Umständen den Mund halten. Keine Verdächtigungen. Aber manchmal passieren die Dinge eben, was sie nicht besser oder schlechter macht, als wenn wir das Motiv kennen würden. Ich habe nie begriffen, was das Motiv gewesen sein soll, uns mit Kanonen zu bombardieren und mit Präzisionsgewehren abzuknallen oder zum Krüppel zu schießen. In unserer Welt immer die Ursache für eine Wirkung zu finden, das ist schwer geworden. Er hat sicherlich ein Alibi, Ihr Schützling. Er ist kein dummer Mensch. Ein unbescholtener und rechtschaffener Mensch verfügt immer über ein Alibi. Ihr Schützling wanderte in jenen Tagen bestimmt woanders, die Sächsische Schweiz ist groß. Aber vielleicht war er auch zufällig hier.«

Der Raum schien den letzten Satz verschluckt zu haben, so still war es plötzlich. Selbst von draußen drang kein Laut herein.

»Ich könne mir gar nicht vorstellen, wie erpicht manche hier auf einen bestimmten Verdacht wären, hat mich Ihr Schützling wissen lassen. Ihr Schützling meinte, wenn ich ihn verdächtige, werde er, also Ihr Schützling, mich verdächtigen. Sie werden verstehen, dass ich das nicht gern gehört habe. Vor allem

wegen Fadila täte es mir leid. Wir haben vor hierzubleiben. Eigentlich haben wir das vor. Ist das noch immer eine menschliche Welt, wenn kein Platz ist für all die Schwachsichtigen und Schüchternen, die lieber über die Welt nachdenken, als sie zu erobern? Wo finden Leute wie wir Zuflucht?»

»Das kann ich nicht glauben«, sagte ich. Ich hätte auch sagen können, ich darf es nicht glauben.

»Es brauche nur eine kleine Prise Verdacht, meinte Ihr Schützling«, Livnjak tat, als lasse er Salz zwischen den Fingerkuppen herabrieseln, »nur eine Prise, ich wisse ja, was eine Prise sei, eine Prise Verdacht würze die Stimmung gewaltig, sagte Ihr Schützling.«

Ich schüttelte einfach nur den Kopf. Jetzt, da er endlich sagte, was ich wissen wollte, ertrug ich es nicht.

»Solange Herr Paulini lebte, waren wir geschützt. Seit seinem Tod steht alles in Frage, kein Testament, nichts. Wir erwähnten das bereits. Ich möchte, dass Sie das auch wissen. Was Ihr Schützling behauptet, sind Kopfgeburten, was ich ihm auch sagte, worauf Ihr Schützling erwiderte, ob es mir lieber wäre, wenn er mit dem Bauch denken würde. Ich würde ganz sicher nicht wissen wollen ... Und so weiter und so fort.«

Mir war eisig. Livnjak quälte mich mehr als der Stahlhelm-Kerl auf seinem Moped.

»Wie immer und überall«, hörte ich Livnjak sagen, »alles rechtschaffene Menschen. Alles rechtschaffene Menschen«,

wiederholte er und erhob sich. »Es regnet nicht mehr. Jetzt werden Sie nicht mehr nass.«

Die Birken im Vordergrund leuchteten hellgrün wie auf einer Bühne, deren Hintergrund in dunklem Blaugrau verharrte. Erst als ich nach der Schale griff, um den Tee auszutrinken, bemerkte ich das Zittern meiner Hände.

»Ihr Schützling hat mir gedroht. Und ich, Juso Podžan Livnjak aus Livno, musste ihm zuhören, wie er sagte: ›Vergiss niemals, wer darüber entscheidet, welche Wahrheit in mein Buch gelangt.‹ So hat Ihr Schützling mit mir gesprochen.«

Wie sehr wünschte ich mir, dies alles wäre nur ein Fiebertraum! Unter Livnjaks Augen zog ich den Reißverschluss von Fadilas Strickjacke bis ganz nach oben, bis hinauf zum Kinn.

»Ich sage Ihnen das auch«, fügte Livnjak plötzlich hinzu, »damit Sie wissen, mit wem Sie sich anlegen, falls Sie sich mit Ihrem Schützling anlegen.«

Ich wollte, da ich nun zu gehen hatte, mit einem klaren Satz von ihm scheiden. Ich sagte etwas, wovon ich nicht weiß, ob Livnjak es richtig verstanden hat. Ich sagte, er, Juso Podžan Livnjak aus Livno, stehe nicht allein. Ich dachte, es wäre klar, was ich damit meinte.

»Inshallah«, erwiderte er. »Oder wie wir hier zu sagen pflegen: so Gott will.« Livnjak klang bitter, fast höhnisch. Seine Hände waren dabei leicht erhoben. Während die Linke allmählich herabsank, wies seine Rechte in Richtung der Tür.

Danksagung

Ich danke Thomas Fritz für seine uneigennützig Ideen verschenkende Hilfe.

Und ich danke Dževad Karahasan für seinen Roman »Der Trost des Nachthimmels«, dem Juso Podžan Livnjak entstammt.

I.S.